

15. Internationales Literaturfest „Poetische Quellen 2016“

Eröffnungsrede

**Gehalten am 25. August 2016 / 19.30 Uhr
Es spricht: Michael Scholz, Künstlerischer Leiter**

Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Gäste des 15. Internationalen Literaturfestes „Poetische Quellen“,

die „Poetischen Quellen“ können in diesem Jahr tatsächlich ihr 15jähriges Jubiläum feiern und weil das diesjährige Thema „Der Platz des Menschen – Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges“ heißt, will ich versuchen zu beschreiben, was es mit der Zeitlichkeit von Literatur auf sich hat, für mich auf sich hat.

Vor einigen Jahren habe ich mir hinter meinem Schreibtisch im Büro ein Zitat des Verlegers Samuel Fischer an die Wand gehängt, das ich erstmals, glaube ich, Ende der neunziger Jahre irgendwo gelesen hatte und das ich schon damals sehr überzeugend fand, weil es von der Haltung eines Menschen zeugte. Hinter meinem Rücken hängt seitdem folgender Satz:

„Dem Publikum neue Werte aufzudrängen, die es nicht will, ist die wichtigste und schönste Mission eines Verlegers.“

Samuel Fischer, sollte man dazu vielleicht wissen, war Ende des 19. Jahrhunderts Gründer und Verleger des auch heute noch sehr bekannten S. Fischer Verlages.

Ich kann mir denken, dass viele von Ihnen den Satz bedenklich finden. Wer lässt sich schon gerne Werte aufdrängen, die er nicht will.

Das problematische an unserer Zeit ist jedoch vermutlich gerade ihre „Wertelosigkeit“, das heißt wir befinden uns in einer Gegenwart, in der sich einige von uns entweder bei der Suche nach abhanden gekommenen oder nach neuen Werten erschöpfen und in der andere von uns nur noch in der Lage dazu sind, einen Wertbegriff mit einem rein wirtschaftlich-materialistischen Grundgedanken gleichzusetzen.

Beides ist fatal und lässt uns heute anfällig werden sowohl für scheinreligiös-fundamentalistisch gesteuerte Gewalteinbrüche in die Gesellschaft als auch für ebenso gefährliche Überwachungsstaatsszenarien oder aus der rechtsnationalen Mottenkiste hervorgeholte populärfaschistische Parolen, die jede auf ihre Art, wenn auch aus unterschiedlicher Richtung, unsere verängstigte demokratische Gesellschaft von innen immer weiter aufzulösen drohen.

Machen wir uns nichts vor: Wir fühlen doch alle, dass wir uns in einem Stadium der Unsicherheit befinden, fühlen uns deshalb auch irgendwie ohnmächtig und machen dennoch oder gerade deshalb alles so weiter und alle so weiter wie bisher.

„Die Zukunft liegt nun wirklich und vollkommen in der Hand des Menschen“, schreibt der italienische Schriftsteller Claudio Magris.

Was aber, wenn der Mensch, also wir, die Zukunft gar nicht will, weil sie sowieso viel zu angsteinflößend ist? Was wenn uns die Gegenwart und vielleicht noch zwei Tage mehr für unser kurzes Glück reichen und dazu die paar Erinnerungen, die wir uns an die Vergangenheit machen?

Aber dann liest man wieder den Satz dieses Verlegers:

„Dem Publikum neue Werte aufzudrängen, die es nicht will, ist die wichtigste und schönste Mission eines Verlegers.“

In dem Wort „aufdrängen“ steckt das mittelhochdeutsche Wort „dranc“, das sich im Mittelalter auf das wogende Getümmel der Menschen in der Schlacht bezog, auf die „Bedrängnis“, unter die die Menschen in dieser Situation geraten, oftmals ja unfreiwillig.

Und was macht Samuel Fischer mit dieser Situation der Bedrängnis zu seiner Zeit:

Er will zum Botschafter, vielleicht zum Visionär neuer Werte werden, um die Menschen mithilfe eben von Literatur aus dem Gefühl einer Bedrängnis herauszuführen. Dafür aber muss man in die Zukunft denken wollen, ohne Angst.

Wie er das macht, verdeutlicht das Markenzeichen seines Verlages:

Der Fischer mit seinem Netz steht hier vor allem für das Einfangen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die nach Ansicht des Verlegers womöglich gerade deshalb lesenswert sind, weil ihr Text nicht auf der Stelle tritt, sondern seine Leserinnen und Leser zum Aufbruch und manchmal auch zum Ausbruch aus ihrem Leben auffordert.

Gute Bücher im Netz eines wahren Verlegers sind also offenbar diejenigen Gedichte, Romane, Essays usw., die, ganz egal ob von ihrem Autor beabsichtigt oder nicht, uns wie eine letzte Gedichtzeile von Rilke sagen: „Du musst dein Leben ändern.“

Der englische Literaturwissenschaftler und Essayist George Steiner ist überzeugt, dass genau dies „alle Gedichte, Romane, Dramen, Gemälde, Musikstücke“ schaffen, „denen zu begegnen sich lohnt.“

Genau hier sind wir bei der für ein Literaturfest nicht unwichtigen Frage, angekommen, was Lesen eigentlich ist oder besser, welche Bedeutung ein Text für uns haben kann.

Meine Antwort darauf lautet, dass sich die Bedeutung eines Textes für den jeweiligen Leser, der heute mehrheitlich oftmals eine Leserin ist, zunächst daraus ergibt, was für ihn, den Leser, also die Leserin, in der bestimmten Zeit und an dem bestimmten Ort von Bedeutung ist, in der bzw. an dem der Text von ihr oder ihm gelesen wird.

Das heißt ebenso, dass ein Text meinem Bewusstsein in dem Augenblick, in dem ich ihn lese, ihm begegne, etwas mitteilt.

Und dies bedeutet wiederum, dass der gleiche Text dem Bewusstsein eines anderen Lesers, der ihn vielleicht sogar zur selben Zeit wie ich lese, einen ganz anderen Sinn vermitteln kann, weil er oder sie sich in einer ganz anderen Lebenssituation befindet.

Es ist die wunderbare Eigenschaft eines literarischen Textes, die die große Freiheit der Literatur ausmacht, die zwar jedem Leser anbietet, aus seiner eigenen Erfahrung heraus zu lesen und zu verstehen, die dabei aber gleichzeitig immer auch aufmerksam macht auf die Vielfalt des Lebens, die Vielfalt der Deutungen des Lebens und die Vielfalt der Existenzweisen des Menschen zu allen Zeiten überhaupt.

Literatur trägt somit niemals nur eine Wahrheit bei sich, sondern ist immer eine Zusammenstellung von vielen Wahrheiten.

Gerade aus diesem Verzicht auf etwas Eindeutiges, das eingrenzend wirkt, in dieser Zusammenstellung vielfältiger Möglichkeiten, erschließt sich für mich eine ursprüngliche Haltung, die ich mit Literatur in Verbindung bringe und die ich genauso in dem Satz von Samuel Fischer lese und als seine „Mission“ verstehe.

Eine Mission, die ich in dieser Form zumindest versuche, für die „Poetischen Quellen“ irgendwie zu übernehmen.

Und dabei sind die „Poetischen Quellen“, mit denen ich Sie in ein wogendes Getümmel schmeißen möchte, für Sie alle, die Sie hier sitzen, da, nicht umgekehrt.

Die „Poetischen Quellen“ wollen Ihnen die Möglichkeiten der Literatur anbieten, in dem Wissen darum, dass Möglichkeiten niemals nur unterhaltend sind, sondern immer auch anstrengend.

Allerdings merkt man der Literatur die Anstrengung, die sie verursacht, häufig auf den ersten Blick überhaupt nicht an.

Das liegt in der Schönheit, Klarheit und Genauigkeit ihrer Sprache, die die Gedanken oder das Nachdenken, das sie herausfordert, leicht erscheinen lassen, selbst wenn der Inhalt, um den es geht, Nachdenklichkeit, Getroffenheit und Selbstzweifel hervorruft.

Nehmen sie als Beispiel einen wunderschönen Vers des deutsch-iranischen Dichters SAID, der mit fünfunddreißig Buchstaben in sechs Worten das größte Versäumnis der menschlichen Geschichte aufdeckt. Ich zitiere:

„der frieden / ein lidschlag der geschichte“

Was also sind denn nun die Möglichkeiten der Literatur?

Um diese Frage zu beantworten, muss man sich bewusst sein, dass Literatur niemals außerhalb der Gesellschaft, in der sie erscheint, stattfindet, sondern immer ein Teil der Gesellschaft selber ist, weil ganz allgemein Kunst und Kultur ein Teil der Gesellschaft und damit von uns sind.

Aus diesem Grund ist es auch großer Quatsch, sie für elitär zu halten, denn Kunst, Literatur, Musik wollen eines auf keinen Fall: Irgendjemanden oder irgendeine gesellschaftliche Gruppe ausgrenzen.

Sie sind dringend, aber sie sind eben kein Zwang, wie die ungezählten, immer gewaltbereiteren TV-Krimis und die noch blutigeren Actionfilme, die flachwitzigen Comedy-Shows, die angebrannten Kochsendungen, die scheinrealistischen Reality-Shows aus Krankenhäusern, Privatwohnungen usw., gegen all deren paarshippende Penetranz man sich ja gar nicht mehr erwehren kann und die – im völligen Gegensatz zur Literatur – nichts sind als eine gleichgeschaltete Ablenkung vom Leben und von einer wachen Beteiligung am Leben.

Eine Ablenkung, die letztlich auf nichts anderes zielt als auf Konsum und Konformität und die den Menschen erst dann lauschreierisch als Individuum anerkennt,

wenn jeder Einzelne von uns einheitlich bei amazon bestellt,

wenn jeder Einzelne von uns ein Smartphone oder iPhone sein eigen nennt,

wenn jeder Einzelne von uns WhatsApp was das Zeug hält,

wenn jeder von uns zu Schäppchenjägern degenerierten Superindividuen alles nur noch aus purer Bequemlichkeit online oder in überdachten Einkaufszentren mit genügend Gratisparkplätzen für seinen überdimensionierten, panzerähnlichen SUV kauft, um sich dann schließlich über das Aussterben unserer Innenstädte beklagen zu können.

„Wer den Menschen manipuliert, tötet die Menschlichkeit“, schrieb der Wissenschaftler Erwin Chargaff 1983 in seinem klugen und angriffslustigen Essay *„Kritik der Zukunft“* und stellte fest, dass das „nie aufhörende Surren des Beeinflussungsapparates [...] eine Betäubung hervor[ruft], die uns den Lärm nicht mehr hören lässt.“ Und weiter: „Die Sklaven erzeugen selbst die Drogen, mit denen sie sich betäuben.“

Ich glaube, dass Chargaff Recht hatte damit, und ich schließe mich George Steiner an, der im Jahr 2014 anmerkte, dass wir „in einer Gesellschaft zunehmenden Kitsches, zunehmender Vulgarität und Brutalität“ leben.

Heute wird Erwin Chargaff gerne als sogenannter „Kulturpessimist“ beschrieben für Gedanken, die er vor mehr als 30 Jahren vorausschauend notierte. Man könnte dies auch als Abwehrhaltung derjenigen deuten, die heutzutage nichts infrage stellen wollen.

Demgegenüber schafft jeder Künstler, Musiker oder Schriftsteller, der nicht nur Wände dekorieren, Einkaufszentren beschallen oder Poetry Slams bestreiten möchte und der es also ernst meint mit seinem Werk, eine Kunst, die uns in Form einer ästhetischen Wahrnehmung mit zwingenden moralischen Fragen konfrontiert, egal ob wir mit ihr aus privaten oder aus gesellschaftlichen Anlässen in Berührung kommen.

„Da das A und O der Literatur aus menschlicher Diversität und Perversität besteht, erweist sie sich als zuverlässiges Gegengift gegen jeden bekannten oder noch unbekanntem Versuch, die Probleme der menschlichen Existenz auf massenhafte und totalitäre Weise zu lösen. Als moralische Rückversicherung ist die Literatur zuverlässiger als ein Glaubenssystem oder eine philosophische Doktrin“, sagte Joseph Brodsky 1987 in seiner Literaturnobelpreisrede.

Daran hat sich bis heute nichts geändert und selbst schon für Aristoteles war die Fiktion der Erzählung wahrer und universeller als die Philosophie und die Geschichtsschreibung.

Ich wollte hier über die Zeitlichkeit der Literatur sprechen. Die Zeitlichkeit bezieht die Literatur aber gerade aus ihren zum Teil bis hierher schon angedeuteten Möglichkeiten, die sie bietet.

Wie Sehnsucht in der Literatur immer eine Form von Heimweh ist, sind Möglichkeiten in der Literatur immer eine Form von Zukunft und damit eine Form der Freiheit.

Literatur ist, selbst wenn sie vom Vergangenen her erzählt, immer nach vorne gerichtet. Ihre Fähigkeit der Imagination hat einen antizipierenden, also vorausahnenden Charakter, sie ist zumindest hoffend. Eigentlich sollte sie von jedem Arzt verschrieben werden.

Gerade die Freiheit, die sich aus der der Literatur und der Kunst innewohnenden Hoffnung einstellt, gilt es heute unbedingt zu bewahren, denn es ist vielleicht die einzig wirkliche Freiheit, die für unsere Vorstellungen und für unser Denken besteht, weil wir ihrem Wesen nach keine Rechenschaft über sie abzugeben brauchen.

Demgegenüber übt alles, über das wir Rechenschaft abgeben können und abgeben müssen, eine geradezu analytische Kontrolle über unser Leben aus, macht uns unfrei und schließt uns in das ausschließliche Hier und Jetzt ein.

Damit verlieren wir an Zeitlichkeit, die immer aus dem Zusammenhang zwischen Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigem besteht, während Literatur uns diesen Zusammenhang stets aufs Neue bewusst macht.

Ich bitte um Verzeihung für meine Rede, die ein Hin und Her ist zwischen der flüchtigen Umschreibung gesellschaftlicher Zustände und leidenschaftlichen Verweisen auf die Literatur. Sie entspringt meiner inneren Aufgewühltheit mit dem Blick, der Hoffnung und der Ahnung davon, was Literatur können könnte, wenn man sie denn wieder ernst nähme und wenn man sich endlich wieder Zeit nähme für sie, was eigentlich nichts anderes bedeutete, als dass man sich bewusst Zeit für sich selbst nimmt.

Sicherlich kann man versuchen, alles immer noch einfacher auszudrücken, nur das, worum es geht, wird dadurch nicht einfacher; ganz im Gegenteil wird durch eine Vereinfachung oftmals die Bedeutung dessen, worum es eigentlich gehen sollte, gar nicht mehr sichtbar.

Vereinfachung hat ja nichts mit Verständnis zu tun, sondern ist oft nichts als ein Mangel an Zutrauen, das wir selbst und auch andere nicht mehr in uns haben.

Aber gerade darum geht es eben vor allem in der Literatur: um Verständnis und Verstehen, sowohl intellektuell als auch emotional, wobei sich beides eigentlich gar nicht voneinander trennen lässt.

An dieser Stelle, am Schluss meiner Rede, komme ich auf ein weiteres Bild zu sprechen, das mich diesmal zuhause bei mir von hinten und von oben herab anschaut, wenn ich am Schreibtisch sitze.

Es ist eine eindruckliche Radierung des italienischen Schriftstellers und Filmemachers Pier Paolo Pasolini als Porträt, der mich mit seinem stechenden Blick auffordert, folgenden Vers von ihm zu zitieren:

„Der Tod liegt nicht
Im Sich-nicht-mitteilen-können,
sondern im Nicht-mehr-verstanden-werden-können.“

Literatur, die immer eine Anstrengung bedeutet, sich selber besser verstehen zu können – sowohl seitens des Schriftstellers als auch seitens des Lesers – ist gerade dadurch ein produktives Gegenmittel gegen das Nicht-mehr-verstanden-werden-können innerhalb unserer Gesellschaft.

Deshalb tut sie Not und deshalb sollte sie immer an der Zeit sein.

Literatur:

- 1) Claudio Magris, „*Utopie und Entzauberung*“, Carl Hanser Verlag: München, 2002.
- 2) Rainer Maria Rilke, „*Hundert Gedichte*“, Aufbau Verlag: Berlin, 2009.
- 3) George Steiner, „*Von realer Gegenwart*“, Carl Hanser Verlag: München, 1990.
- 4) SAID, „*auf der suche nach dem licht*“, Buchverlag Peter Hellmund: Würzburg, 2016.
- 5) Erwin Chargaff, „*Kritik der Zukunft. Essay*“, Klett-Cotta: Stuttgart, 1983.
- 6) George Steiner, „*Ein langer Samstag. Ein Gespräch mit Laure Adler*“, Hoffmann und Campe: Hamburg, 2016
- 7) Joseph Brodsky, „*Flucht aus Byzanz. Essays*“, Carl Hanser Verlag: München, 1988.
- 8) Aristoteles, „*Vom Himmel. Von der Seele. Von der Dichtkunst*“, Deutscher Taschenbuch Verlag: München, 1983. (Übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon.)
- 9) Pier Paolo Pasolini, „*Wer ich bin*“, Verlag Klaus Wagenbach: Berlin, 1995.